

Erscheint täglich

### Das Gong.

Von

Herhard v. Weittenhiller-Quasbrud.

(Nachdruck verboten.)

„Reumut — dum — dum —!“  
Es war, als wären Fensterläden und zertrümmerte Dachziegel gegen die Hauswand.  
„Sind alle Fenster geschlossen?“ rief der Hausherr zu seiner jungen Frau hinüber.  
Sie nickte.  
„Eines ist offen!“ flüsterte ihr ihr Nachbar, der Weltensummler, mit einem Bild zu, der sich wie ein Raubtier duckte. Sie sah ihn betroffen an.

„Hundewetter!“ sagte ein hagerer, eckiger Herr und blinzelte wohlgefällig, daß er den rechten Ausdruck gefunden, im Kreise herum.

Der Sturm raste aus Haus wie ein Ungeheuer, das vor dem prasselnden Regenschauer floh, der es mit spitzen Speeren zu durchbohren trachtete. Die Wärme des Gartens, in dem die Villa stand, waren ein nothwendiges Meer schwarzer, fremdlicher Schmelze, die, den finstern Abgrund der Nacht überdeckend, auf- und niederstauten.

„Es ist unheimlich!“ sagte eine ältliche Dame mit schauernden Zügen, setzte sich höchst behaglich in ihrem Klubstuhl zurecht und bekam in ihre Augen das Glänzen der Erwartung.

Im Gesellschaftszimmer herrschte jene gewußt-bridende Stimmung, die sich einstellt, wenn man sich bei einem Unwetter gebohrt weiß und durch ein gutes Souper den nötigen moralischen Halt erworben hat.

Diese Stimmung wurde noch erhöht durch die grotesken Erzählungen des Weltensummlers, dessen fähige, bewegene Männlichkeit besonders die Frauen anzog. Er gab unheimliche Geschichten aus Indien und Afrika zum besten, die wie grelle, flirrende Melodien zu dem dumpfrollenden Bass des Unwetters klangen.

Als er geendet, gelang es dem Hausherrn, rasch mit einigen Sätzen in die Wüste des Gesprächs zu schlüpfen und darin fest zu fassen. Er sprach von dem großen Gong im gelben Zimmer, das alle sanfter von dem mächtigen, unerbittlichen Klang, den es schon bei bloßem Berühren mit dem Fingerknöchel ertönen ließ, und erzählte, es stamme aus einem lamaistischen Kloster und besäße die Eigenschaft, von sich selbst zu ertönen, wenn seinem Besitzer ein Unglück drohe.

„Mein Gott!“ rief die ältliche Dame.  
Der hagerer Herr wogte sein Haupt: „Und hat es Sie schon einmal gemacht?“

„Bisher noch nicht!“ lächelte der Befragte.  
„Doch!“ rief er mit einer ziemlich überlegenen ein Jüngling hin, der überzeugt war, der Hausherr habe die Geschichte nur erfunden.

„Sie hätten wohl auch nie ein Unglück!“ lächelte ein Fräulein mit kurzgehoherem Haar, und ihre Stimme klang, als hätte sie eines Meisters Schmelze.

„Sagen Sie mal!“ schnarrte der Jüngling: „Glauben Sie überhaupt an dergleichen?“

Der Hausherr zuckte die Achseln.  
Der Weltensummler und die Hausfrau, die an einem Tischchen in der Ecke saßen, flüsterten indes fest und eindringlich miteinander, das Gesicht der jungen Frau war von dunklen Wellen überflutet.

„Heute nacht!“ hauchte er und warf seiner Nachbarin einen Blick zu, unter dem sie sich wand.

„Sie allein können nicht bleiben, wenn alle Gäste gegangen sind!“ bestete sie.

„Ich komme wieder! Durchs Fenster!“  
„Alle sind von innen verriegelt.“  
„Ich schob einen Niegel zurück, als ich kam.“  
„Was sagen Sie zu der Gonggeschichte?“ wandte sich der hagerer Herr an ihn.

In diesem Augenblick drach ein tiefer, mächtiger Laut wie aus bodenlosen Gründen durch das Aufstehen des neuereigebenen Sturms. Und gleich darauf noch einmal dröhnend: „Gong!“

„Die Hausfrau wurde bleich wie Alabaster. Ihr Nachbar grub sich die Zähne in die Lippen.“  
Des Hausherrn erlärte diese Bräunung auf den beiden. Die anderen saßen einander mit dem Schweigen des Grauens an.

Nur der Weltensummler fand sich rasch wieder zurecht: „Wer räumt da im Zimmer drüben, Berichterster?“

„Die Dienerschaft ist längst schlafen gegangen!“ erwiderte der Hausherr tonlos und ließ seine Augen nicht vom dem Frager.

„Werden mal sehen!“ sprach der Jüngling, erhob sich und verschwand im finstern Nebengang. Er schen an einer Tür zu lauschen. Nach kürzester Zeit kam er aber wieder zurück: „Es rührt sich nichts!“ und setzte sich nieder.

„Gott!“ rief die ältliche Dame und hielt sich die Ohren zu, als fürchte sie ein abermaliges Erwidern des Gongs.

Das Fräulein mit den kurzgehoheren Haaren blinzelte dem Hausherrn mit einer Miene an, als wolle sie ihm jetzt schon ob des kommenden Unheils konfessionieren, und sagte dann: „Es ist sehr spät geworden!“ Und mit einem Bild zum Fenster, durch das ein Stern blinkte: „Ich glaube, der Sturm hat sich gelegt.“

Man erhob sich. Die Stimmung war zerrissen. Einige versuchten, hellere Töne anzuschlagen, aber sie trafen nur die schwarzen Launen.

Dem Vorüber der geöffneten Tür, und auf die an sie gerichteten Abschiedsworte tropfte es karg und monoton von ihrem Alabaster.

Als die Gäste gegangen, schritt der Hausherr, das elektrische Licht einschaltend, schlappenden Ganges in das gelbe Zimmer. Da stand das Fenster offen. Der Vorhang war herabgeweht und hatte sich im Bombgestöße des Gongs gedreht. Gerade vor der Metallstange baumelte die Luuste mit dem schweren Holzstopp.

Er löste den Vorhang, verriegelte das Fenster und beschloß, von dem Geschehen zu schweigen.

Als er in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, stand in dessen Mitte seine Frau und fiel ihm mit wildem Aufschreien von dem Hals.

Er schloß sie fest in seine Arme.

### Die Herausforderung

Stilze von  
Georg Dirksfeld.

(Nachdruck verboten.)

In dem Leipziger Bahnhof stand vor dem Schnellzuge, der aus Berlin gekommen war und nach München weiterfahren sollte, ein junges Mädchen und sah, indem es mit eigentümlicher Inbrunst die Hände faltete, zu einer ältlichen Dame empor, die aus dem Fenster blinzelte. Man flüsterte miteinander, so gut es im Abreiselärm gling.

Die ewige Liebe in die zeitliche Form der gut bürgerlichen Ehe pressen zu können. Man war aber das nötige Kleingeld nicht, dann muß man einen festen Grund gründen, dessen Zweck der Kampf ist, der Kampf gegen die, die das kleine und auch das große Geld haben. Und das sind in der weitaus meisten Fällen die Eltern.

„Ich gebe nicht nach“, schwor Stillfried, „und wenn sie mich enterben!“  
„Und ich lasse nicht von dir“, schwor Guste, „und wenn mich mein Vater totschlägt!“

„Sie müssen nachgeben!“ drohte Siegfried.  
„Sie werden nachgeben!“ hoffte Guste.

„Und dann“, flüsterte Stillfried, „dann — — —“  
„Ja, dann“, hauchte auch Guste und war selig, „dann — — —“

Ein abgelenkter Hutenanfall unterbrach sie. Der Kandidat stand vor ihnen und grinste. Grinste, wie nur ein Mensch grinsen kann, der ein Schnitzel a la Holstein nicht gegessen, sondern bloß von ihm getrunken hat.

„Ich habe Hunger“, höhnte er, „leid ihr nun endlich fertig!“  
„Hohling!“ sagte Stillfried.

„Du kamst ja noch bleiben. Aber ich wage meine Hände in Unschuld. Es ist ein Uhr. Ich gehe heim.“  
Guste stürzte in die Höhe. „Im Gottes willen! So spät?“

„Sie brauchen nur noch zwei Stunden zu warten, und dann können Sie gehen.“ So rief.  
„Wir steigen zum Fenster ein.“ beruhigte sie Stillfried.

„Auf mich wartet meine Mutter“, langte Guste.  
„Ihre Mutter ist eine geduldige Frau.“ sagte Reinhold knechtlich.

„Aber Sie können von Glück reden, daß Ihr Vater heute so früh schläft. Die nötige Verschönerung habe ich ihm verschafft. Er hat zehn Glas Münchener auf meine Gesundheit getrunken.“

„Belommen sind sie uns!“ lächelte Stillfried.  
„Und den Augenwimper werde ich davon haben.“ nickte Reinhold knechtlich, „weil es erst bekannt wird, wie gründlich ich die Karte verschoben habe!“

„Sie sind beunruhigend“, sagte das Mädchen. „Doch Fräulein Gerlach. 17 Stunden sind Sie schon mit meinen armen Schwägerin unterwegs — von Breslau und vorher von Obereschleben, und nun müssen Sie noch den ganzen Tag bis München fahren.“

Fräulein Gerlach blinzelte, bevor sie antwortete, noch einmal auf die, die ihr anvertraut war. Frau von Seelhorst sah still auf ihren Schlaf, wie immer harr geraden Blick und kaum merklich die Lippen zitternd. Sie war sie geboren und fiel nicht auf — das war die Hauptursache. Die Obergeschlechte der Herrenfamilie Marienburg bei München wandte sich wieder zu der Leipziger Studentin.

„Das bin ich geworden“, fräulein Gerlach. „Ich hab schon Patienten aus Italien und Spanien gehabt.“

Die Studentin stellte sich auf die Beine und flüsterte noch vorsichtiger: „Glauben Sie denn wirklich, daß meine arme Schwägerin mich gar nicht erkannt hat? Ich hatte sie ja Jahre lang nicht gesehen. Inzwischen ist das namenlose Unglück über sie gekommen. Ich wollte aber jedenfalls in Leipzig am Bahnhof sein — man kann doch vielleicht nützen —“

Fräulein Gerlach ließ sich ihrer Patientin nicht gern entsagen und empfand das ganze Gespräch als etwas unheimlich. Sie beschloß sich zurückzuziehen. Fräulein Gerlach, man kann das schwer wissen. Solche Kranke führen das eigentümliche Innere. Sie sind dermaßen von den Erlebnissen, die sie wir machen, erfüllt, daß sie auf Nebenfragen nicht reagieren. Sie verstehen mich schon. Und nun danke ich Ihnen. Wir werden schon gut nach München kommen. Man muß ich mich aber setzen. Sie haben keinen Begriff von dem Mitkranken.“

Energisch schloß Fräulein Gerlach das Fenster, nickte noch einmal freundlich hinaus und setzte sich. Sie hatte den Platz neben Frau von Seelhorst. So war die Kranke am besten bedacht. Gemeingefährlich war sie keineswegs, aber sie konnte durch die fremden Menschen, mit denen die Straße sie zusammenbrachte, stark irritiert werden. Man ahnte ja nicht, daß man eine Geisteskranke vor sich hatte, und gab sich der üblichen Reisefreudigkeit hin.

Mit einigem Bangen sah Fräulein Gerlach, daß der Schlaf ihrer Patientin gegenüber noch leer war — Inhaber der Inhaberin befand sich wohl im Speisewagen. Auf dem Nebenplatz saß eine sympathische Erscheinung: ein junger Herr mit klugem Gesicht und von bescheidener Zurückhaltung. Er hatte artig Fräulein Gerlach's Handgepäck besorgt und las nun in seinem Buch weiter — Frau von Seelhorst, deren eigentümliche Schönheit ihm sichtlich aufgefallen war, beobachtete er nicht.

Die übrigen Reisenden waren neutraler Durchschnitt. Der Zug hielt sich endlich in Bewegung, und es dauerte nicht lange, so erschien die Dame, die den anderen Schlaf hatte.

Fräulein Gerlach erhob sich — sie konnte diesen Zug. Das Spielzeugertum, das von Weitzel und Revolution nicht aus seinen fahlen, kurzglühigen Glanz ausgedrückt worden, die Rentnerin Huber oder Meier, wie einst die Körperkraft im farbigen Seidenkleid, mit prägnantem Schmuckzeug behängt in dem roten, schwanmigen Bierglas kleine, rötlich neugierige, taktvolle Augen.

Die gedrückte Frau ließ sich stöhnend nieder und drückte ihr „Hund“, das sie auch in den Speisewagen mitgenommen hatte, zärtlich an den Busen. Man konnte nicht recht, was es für ein Vieh war. Jedenfalls, ob Müppi oder Schnauz, sein Anblick war ebenso unerfreulich und aufreizend, wie der seiner Herrin. Der Hund erstarrte fast in eigenen Fetz, und seine mißvergnügte, schwarze Miene glah einer bösen Menschenfratze.

Fräulein Gerlach dachte Welcher Gegenstand ... Was führt doch das Leben zusammen ... Die junge Frau, deren

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

### Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von

Hermann Wagner.

10. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Sind das nicht Schritte?“ flüsterte Guste.  
„Das ist Knechtich“, gab Stillfried empört zurück, „der Schurke!“

„Es ist wohl Zeit.“  
„Nur noch fünf Minuten!“

„Was sind für zwei, die lieben, fünf Minuten? Straum fünf Sekunden. Aber einem, der bloß zusehen muß, werden sie zu einer ganzen Stunde.“

Der Kandidat hauchte also. Erst diskret und leise, dann schon vernehmlicher. Zuletzt in den fröhlichen Tönen eines jüngeren akuten Katarakts.

„Er gibt nicht nach“, flüsterte Guste.  
„Noch einen Auf!“ bat Stillfried.

Es war in langer, tiefer, andächtiger Art, und er wurde von einem wässren Hutenanfall jenes Menschen unterbrochen, der vielleicht von einem Holsteiner Schnitzel träumte. Von einem braunen, salzigen Schnitzel a la Holstein, garniert mit roten Rüben, Pfeffergurken und Sardellen.

„Was ich noch jagen wollte“, ermannte sich Stillfried.  
„Es bleibt also dabei?“

„Es bleibt dabei.“  
„Wir bleiben fest!“  
„Ganz fest.“  
„Unerschütterlich!“  
„Unerschütterlich.“

Nachdem das Wesentliche besprochen war, wurden geurungen aus das Selbstverständliche noch einmal beachtet werden, denn auch in der Liebe bilden die Nebenlagen die feste Grundlage, auf der sich die Hauptphase der realistischen Liebe. Man liebt sich ewig, gewiß, aber man muß über das nötige Kleingeld verfügen, um

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von Ansehen und Geld war, ihr einziger Stroh und ihre einzige Hoffnung, gedulde allen. Und so freute man sich immer, wenn ein Unfall vorlag, feinstenwege eine Art von Familienrat abhalten zu können. Familienrat sind, wie Tanten, Todsgelben und Begräbnisse, immer ergötlich. Wenn auch bei ihnen, wie bei jenen, nur selten etwas Geheiltes herauskommt.

„Du hast sie erst in das rötliche Geleis gebracht“, lobte ihn Stillfried. „Wir wollten dir das nicht verzeihen.“

„Und Guste war nicht unantbar.“ „Nein“, versprach sie, „nie im Leben. Sie sind weit besser, als ich dachte.“

„Und Sie mit gefährlicher, als ich befürchtete.“ versetzte Reinhold knechtlich. „Vater Aman kann mit leid tun.“

„Und mit die Tante Ottlie“, sagte Stillfried, „die einen Narren an dir getroffen hat.“

„Sei unbeforgt.“ lächelte Reinhold knechtlich, „die hat einen guten Magen. Sie ist schon mit zwei Männern fertig geworden. Sie verdammt am Ende auch mich.“

Der Junge streifte noch immer. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und er weigerte sich, von dem Mädchen abzulassen, ohne das er, wie er sagte, nicht leben könne, wie auch andererseits das Mädchen, seine Guste, ohne ihn, ihren Stillfried, sterben würde.

Herr Siegfried Aman spie Feuer und Flammen und schrie: „Solch eine Gemeinheit! Niederträchtig! Man sollte den Burden prägen!“

Frau Cäcilie Aman verfiel in ihren Gedanken schon auf Zwangsanstaltliche und kispelte zitternd: „O Gott, er verhungert auch — er stirbt!“

Und nur Onkel Theodor sagte seine Ansicht über die Sache in einem einzigen knappen Wort zusammen, welches lautete: „Blödsinn!“

Was hätte eine weitverbreitete Familie für einen Zweck, wenn nicht den, bei Anlässen, die sie gemeinsam angehen, Beratungen abzugeben. Stillfried war keine Angelegenheit des Ehepaars Aman allein, er war eine Angelegenheit der Amans überhaupt. Er, der der einzige Stroh dieser Familie von An

Wohlfahrt, aber das Leben von der Eitelkeit der Zeit vernichtet worden — politische Banditen ermordeten ihren Mann und ihre Kinder, die ihren einsamen Erbschaften ein — von Wahnwitz befallen, wurde sie in die Wägen der Eitelkeit gebracht. Schändlich, ausstößend. Und die da drüben? Die wußte und wollte nichts wissen vom Kreuz der Zeit. Die hatte vor jedem Grauen nur die erbärmlichen Belagen gerettet.

Aber Frau von Seelhorst achtete nicht auf sie. Sie traunte weiter. Doch nein — bekommen sah es Fräulein Gerlach; allmählich verlor sie ihre Teilnahme, und gerade bei unumstößlicher Gegenwart fesselte sie. Immer mehr öffneten sich ihre großen, dunklen Augen. Sie trarnte die die Keimernin wie ein Einbild aller Zeitfragen an.

Wenn die darüber nur das wiederwärtige Spiel mit ihrem Hunde ausgehen hätte! Immer wieder freizogte und lästete sie den kleinen Dackel. Hundert Leckerbissen jagte sie hervor, mit denen sie den Ueberflüchtigen fütterte. In Deutschland aber gab es Millionen unterernährter Kinder. Und in Oberhessen, was geschah in Frau von Seelhorsts Heimat täglich?

Der junge Mann mit dem Buche, der neben der Dackel saß, wurde allmählich auch unruhig und warf ihr Blicke von gemessener Geringachtung zu. Sie ließ und hörte ihn nicht. Mit der schönen Dame gegenüber konnte er sich freilich nicht gegen sie verfechten — die starrte immer nur gerade aus, ihr selbst drohender Blick bohrte sich tief in den Wusch, den Hund, ein. Der torporenten Dame entgegen das nicht — sie sah sich unbehaglich und wollte die peinliche Situation durch ein Gespräch überwinden. Leider warnte sie sich an Frau von Seelhorst, die natürlich nichts beantwortete. Fräulein Gerlach griff ein, bemäntelte, so gut es ging, konnte aber nicht verhindern, daß die beleidigte Dackel ihrem Gegenüber empörte Blicke zuwarf.

Umso mehr wurde Bisi gefährlich. Das blieb so, bis es endlich Abend wurde, bis man sich Wägen näherte. Stunden lang hatte Frau von Seelhorst unbeweglich den bewährten Hund der diesen Dackel angefaßt. Was ging in ihr vor? War es wachsende Verwirrung? Fräulein Gerlach atmete auf, als man dem Wägen der Dackel zufuhr. Hier wurde sie von dem Affizierten der Anstalt ermarktet.

Man erhob sich, packte zusammen. Noch einmal drückte die Dackel ihr Hund an sich. Da stand auch plötzlich Frau von Seelhorst auf und schlug dem Hund in die schwarze, tiefschwarze Frage. Die Wirkung war ungeheuer. Alles lachte, besonders der junge Mann, denn man war genug gestört worden und sah förmlich ein Gottesurteil in dieser Wackel. Die Wägen des Hundes aber tobte — es gellte durch den ganzen Baggan: „So eine Gemeinheit! Das will eine seine Dame sein? Mein Hund schlägt, mein Bussi, so ein freudiges Biestel, das besser ist als alle Menschen!“ Das ist ja unerschöpflich!

Sie wollte mit erhobenem Sonnenhüte an Frau von Seelhorst eindringen. Die stand noch immer, die Hände geballt, und starrte auf den Hund. Sie hatte die Frage der überbrückten Zeit getroffen. Fräulein Gerlach konnte die wütende Dackel nicht beruhigen. Sie flüsterte dem jungen Mann zu: „Helfen Sie mir! Die Dame neben mir ist gestirbt!“ — „So?“ erwiderte der Jüngling sehr erstaunt. „Ja hielt sie im Gegenteil für höchst gesund! Sie hat mir aus der Seele gehaut!“

Aber er half der Bedrängten und führte die Damen, während die Dackel noch tobte, dem wartenden Arzt zu.

### Natur als Mensch.

Kleine Bildchen von G. Schüren-Sonderhausen.

(Nachdruck verboten.)

Der Wald breitete mir bräutlich seine Arme entgegen.  
Eine Mehre sagte der andern das schwüle Lied des Sommerwindes weiter.  
Die Berge schweigten unter der schweren Last der Sonne.  
Die Nacht drückte dem müden Tag göttig die Augen zu.  
Der eijige Novembersturm gerbe mit scharfem Messer das Gesicht.

Die Frage, die diesmal zur Diskussion stand, war eine eminent wichtige. Schließlich gibt es doch nur drei Abschnitte im menschlichen Leben, die Anspruch darauf erheben können, entscheidende genannt zu werden: den einen, da der Mensch geboren wird, den zweiten, da der Mensch heiratet, und den dritten, da der Mensch stirbt.

Auf die Geburt Stillfrieds hatte nur das Ehepaar Aman Einfluss nehmen können, und wie und wann Stillfried einmal sterben würde, das wußte allein der liebe Gott. Somit blieb die Familie Aman, damit sie auf sie Einfluss nehme, nur die Berechtigung Stillfrieds übrig, und zu dieser ihren Einfluß dazu zu geben, das ließ sie sich unter gar keinen Umständen nehmen.

„Ich leugne überhaupt“, betrat Onkel Theodor seinen bekannten Standpunkt, „daß es notwendig oder auch nur möglich ist, daß ein Mann heiratet.“

„Doch“, widersprach Tante Ottilie und erwiderte und leuchtete dabei, „die Ehe ist nötig, nützlich und angenehm.“

„Für die Frau“, warf Tobias Tante ein.

Der Kandidat verbeugte sich dann merklich in der Richtung nach der Tante Ottilie hin. „Nein“, verbeugte er seine Ansicht nicht, „auch für den Mann.“

„Die Ehe ist sittlich“, meldete sich Tante Lene zur Wort.

„Wenn sie aus idealer Liebe geschlossen wird“, gab Frau Cäcilie Aman ihrer nicht tot zu kriechenden Romantik Ausdruck.

„Und zwischen zwei Menschen“, ergänzte die verwitwete Frau Baurat Schauer, „die in jeder Beziehung reif sind.“

Ein Baum redete sich zu meiner Stube empor und presste seine Ästen neugierig gegen die Fensterhebe.

Ein geschmeidiger junger Wind schlug auf einer Wiege Purzelbaum.

Eine verführerische reife Brombeere leuchtete mich aus tiefstwarzen Feuerungen an und lockte zum Auf.

### Papst Leo X.

Von Dr. Sebastian Hausmann, Privatdozent an der Universität München. (Nachdruck verboten.)

Am 1. Dezember 1521 ist Papst Leo X. gestorben, einer der glänzendsten Vertreter jener hohen Kirchenfürsten, die nicht aus religiösen, sondern aus rein weltlichen Interessen in den Dienst der Kirche getreten sind. Er war der zweite Sohn Lorenz des Prächtigen von Medici, Giovanni, und wurde am 11. Dezember 1475 zu Florenz geboren. In frühestem Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er bereits 1482, als sechsjähriger Knabe also, die Tonkur. Im gleichen Jahre noch verließ ihn König Ludwig XI. von Frankreich eine Witze, im folgenden Jahre dem er vom Papste Sixtus IV. das Stift Valpurgiana und verschiedene andere Ämter. 1484 kam die Berufung des achtjährigen Knaben zum Erzbischof von Aix in Frage, aber der Papst hatte noch Bedenken, diese Ernennung zu vollziehen, die natürlich eine bloße Komödie gewesen wäre. Der junge Fürstentum erhielt eine glänzende Erziehung auf rein humanistischer Grundlage, an der Universität Pisa studierte er zwei Jahre Theologie und Kanonisches Recht. 1489, mit 13 Jahren, wurde er Kardinaldiakon, durfte aber die Abzeichen der Würde erst nach drei Jahren anlegen; 1492 trat er dann wirklich in das heilige Kollegium ein. Als 1494 seine Familie aus Florenz vertrieben wurde, machte er große Reisen in Deutschland und Frankreich und lebte dann in Rom, wo er sich mit Mühe und schöner Literatur beschäftigte. Als dann Julius II., ein großer Freund von Kunst und Wissenschaft, 1503 zum Papst gewählt wurde, ergriff ihn der junge Kardinal aus der hochförmlichen Familie der Medici nach Herkunft und Erziehung sehr, gelangte zum Schützer und Pfleger von Kunst und Wissenschaft. Er stellte den Kardinal aus an die Spitze seines Heeres, dieser erntete aber keine militärischen Vorbeeren: in der Schlacht bei Ravenna 1512 wurde die päpstliche Streitmacht völlig geschlagen, der junge Kardinal selbst von den Franzosen gefangen genommen und nach Mailand gebracht. Es glückte ihm aber bald, aus der Haft wieder zu entkommen. Nach dem Tode von Julius II. wurde er zum Papst gewählt und am 19. März 1513 gewählt, wobei er den Namen Leo X. annahm. Er wurde Papst, ohne Priester zu sein; auch stand er seine ganze Regierungszeit hindurch den rein religiösen Fragen ziemlich indifferenz gegenüber. Für die Bewegung, die Luther unter seiner Herrschaft entfachte, hatte er gar kein Verständnis: er hielt dessen Auftreten für einen der vielen Wahnstöße, die damals an der Tagesordnung waren. Um immer die höchsten Bemerkungen hat er sich nicht besonders gekümmert. In seiner Wahlkapitulation hat er eine Reform der Kurie (nicht also der Kirche) an Haupt und Gliedern versprochen müssen. Um die Einhaltung des Versprechens hat er sich weiter keine Gedanken gemacht. Dagegen hat er sich anfangs sehr viel Mühe gegeben, um das Schisma wieder zu beizugehen, das sich unter seinem Vorgänger herausgebildet hatte. Wenn er erfolglos den Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken betrieb, so darf man wohl im Zweifel sein, ob es sich für ihn in diesem Punkte um eine religiöse oder mehr um eine politische Frage gehandelt hat. Als Politiker schwebten ihm wesentlich drei Aufgaben vor, die er zu lösen suchte: Vergrößerung des Reichthums, die Serbifizierung einer beherrschenden Stellung in Mittel- und Oberitalien für seine Familie, die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes unter den auswärtigen Mächten. In diesen politischen Dingen hat er nicht erfolglos und jedenfalls recht nachlässig gearbeitet. Auch unter ihm gehörten Verlogenheit und Hinterlist zum Handwerk der päpstlichen Diplomatie. Wenn er zuerst in ein Vertragsverhältnis zu Frankreich trat, dann aber 6 Jahre darnach mit dem deutschen Kaiser einen Vertrag gegen Frankreich schloß und zur Brechung der französischen Macht in Italien ein Schweizerheer in Sold nahm, so machte ihm das leinerlei Gewissensbiss. Sein Hauptver-

dienst liegt in der glänzenden Förderung von Kunst und Wissenschaft, die ihm seiner Herkunft und Erziehung nach am allermeisten am Herzen lag. Er bemühte sich persönlich um die Unterfertigung von Literatur und Wissenschaft, er stellte die Universität zu Rom wieder her, an die er die ausgezeichneten Gelehrten als Lehrer berief, er gründete ein besonderes Kollegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller; ganz besonders endlich förderte er die Kunst durch große Aufträge, über diese Mittel hinaus. Seine Beschäftigung zu Rafael und Michelangelo sind ja weltbekannt, ebenso weiß man, daß er die bedeutendsten Humanisten nach Rom zu ziehen suchte, und daß dies sogar bei manchen Kardinalnennungen schließlich der ausschlaggebende Gesichtspunkt war. Seine Prachtliebe erschöpfte bald die Mittel seiner päpstlichen Schatzkammer, und bei seiner Interessiertheit für rein religiöse Fragen ist es wohl zu verstehen, daß er bald sich bestimmen ließ, den Ablass als Erwerbquelle auszuminnen; daß diese Ablassgeschäfte den unmittelbaren Anlaß zum Aufrufen Luthers gab, ist bekannt. In streng kirchlichen Kreisen wurde es jederzeit sehr schmerzhaft empfunden, daß in dem prunkvollsten Papste der Sinn für klassische Bildung und für Kunstverständnis nicht ausgebildet war als der sittliche Ernst und die religiöse Aufrichtigkeit, und es ist begreifbar, wenn ihm das bei der heiligen Schrift und den veralteten Humanisten mit den Worten obliegt: „Wenn aus moralisch einwandfrei ist er ohne tiefere religiösen Ernst der Tappus eines prächtlichen und vor allem auf den Glanz seines Hauses bedachten Renaissancekerker.“ Im allgemeinen aber wird man ihm die Anerkennung nicht vorenthalten, daß er ein bedeutender Mensch war, der weit über den Durchschnitt der Menschheit emporragte.

### Literatur.

Münchener Kalender 1922. Die schöne Farbenpracht und unübertreffliche Pappenkunst zeigt sich im neuen Jahrgang des bestbekanntesten Münchener Kalenders für das Jahr 1922, der im Laden der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg erschienen ist. Wichtig wirken die neuen Wapen, die der bekannte Professor Otto S. Hupp mit Weisheit gefertigt hat. Die Aufmachung ist trotz der Schwierigkeiten der Zeit die gleich schöne geblieben. Ganz hervorragend prädestiniert ist das große Wapen der Sandgrafen von Sellen und als Fortsetzung der zahlreichen früheren Wapen deutscher Adelsgeschlechter folgen nachstehende herabfinden durchaus richtige im besten Jahrbuchdruck ausgeführte Wapen: Adelsheim — Andrian — Arnsdorf — Burgsdorf — Gatsberg — Gutenberg — Ansbach — Ansbach — Ansbach — Schönfeld — Schönfeld — Thüngen — Waldenfels. Jedes dieser herrlichen Wapen ist ein farbenvolles Kunstwerk, und so bietet auch der 38. Jahrgang des Münchener Kalenders in seiner eigenartigen, schmunzigen Aufmachung ein herrliches Wapenalbum, das wie seine Vorgängerinnen ganz darauf angelegt ist, neben Belehrung und Amüsierende das ganze Jahr über wertvollen Genuß zu spenden.

Wilt Hirt: „Die Harmonie der Welt“. Ein kosmischer Roman. Breslau, Bergblattdruck.

Es sind nicht allzu viele, die von Kepler diesem gewaltigen Weltgeschehen, der das Welt Kopernikus fortsetzte, noch etwas mehr als den bloßen Namen kennen. Darum ist es ein dankenswerter, glücklicher Griff des Verfassers, diesen Mann als Held eines Romans, die Zeit eines Rudolf II., eines Habsburger, eines Wallenstein vor unseren Augen aufzuleben zu lassen. „Die Harmonie der Welt“ ist aber nicht nur ein Roman, eine Lebensgeschichte, sondern eine Bedeutung besitzt darauf, daß wir die Erde als Weltkörper, als Ganzes erfassen und losgelöst von Erdensphäre und Erdenfeld befreit, das Wandern der Schöpfung schauen. Mit einer innigen Naturbegeisterung verbindet sich eine ruhige, klare Sprache. Es ist ein Buch edelster Art, von dem reicher Segen ausströmen wird. Der nachdenkliche Leser wird wohl öfter, als er bisher getraut, seinen Blick aus dem Alltagsstaub hinauf zum getrimten Himmel richten und darin eine Quelle seeligen Genusses finden, in jenen stillen Stunden, wie Adam auf dem Hüde Michelangelos sich in Gottesnähe fühlen: in Harmonie mit der Welt.

Dr. Matschoß.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1638.

und verhöhte sich wieder. Als alle Köpfe vor Erregung tief vor waren, wurden Schinkenbrötchen mit Tee serviert, was die Gegenstände der Debatte einigermassen ausblühte. Man hatte sich schließlich wenigstens auf einen Punkt geeinigt. Darauf, daß gegen eine so frühe Verlobung Stillfrieds an sich, so unzumutbar sie auch wäre, im Grunde nichts einzuwenden sei. Nur —

„Nur“, rief Herr Siegfried Aman und war schon wieder ganz tot vor Wut, „nur handelt es sich in diesem Falle um die Braut.“

„Ja, um diese handelt es sich. Und da war es eine wahre Lust zu sehen, wie die Familie Aman nun, da als Kandidatin Auguste Knebel zur Diskussion stand, mit einem Male völlig einig und nur ein Herz und eine Seele war, — lediglich Tobias Tante ausgenommen, diesen Menschen einer durchaus inferiorer Lebensanschauung, der auch in dieser Frage natürlich eine Sonderstellung einnahm.“

Das heißt, eingebeknt der Romantik ihrer ersten Wägenliebe, verbeugte es auch Frau Cäcilie Aman, eine Länge für Auguste Knebel zu brechen, indem sie stotternd hervorrief: „Wettlich, ... ich meine nur, ... am Ende wäre es doch möglich, ... und man könnte erwägen ...“

„Schweig“, donnerte sie ihr Mann an. „Der glaubst du, daß ich mein Geld aus dem Wirt geunden habe?“

„Von mir“, drohte Onkel Theodor, „würde der Junge glatt enterbt, wenn er —“

„Eine Portierdackel“, wandte sich Tante Ottilie gegen an den Kandidaten. „Weiß man denn, ob sie orthographisch auch nur richtig schreiben kann?“

„Und wer leistet uns Garantie für die moralische Intaktheit ihrer Seele?“ wackelte Tante Lene.

„Anständig ist“, protestierte Frau Cäcilie Aman.

„Schnödel nicht!“ sagte Tante Ottilie.

„Däplich!“ rief der Kandidat aus.

„Und wir müssen den Jungen unter allen Umständen von ihr befreien“, dekretierte Herr Siegfried Aman. „Sie muß fort von hier! Und ihre Sippschaft mit!“

„So wiez doch die Bande einfach hinaus!“ rief Onkel

Theodor vor.

„Das werde ich auch, so wahr ich Siegfried Aman heiße! Ich habe schon meinen Plan!“

Der Mann war gut und fand allerseits Billigung. Er bestand darin, daß Herr Siegfried Aman, um ihm zum sofortigen Räumen der Wohnung des Hinterhauses zu veranlassen, Emil Knebel eine einmalige größere Abfertigung zahlte. Binnen acht Tagen mußte das Hinterhaus leer sein.

„Dann wird Ruhe!“ freute sich Onkel Theodor. „Gott sei Dank!“

„Sollte der Jung nicht auch die neue Adresse des Mädels erfahren können?“ höhnte Tobias Tante. „Ach, glaube, so schlaue wie ihr ist der noch alle Witz!“

„Ach, werde ihm jeglichen materiellen Fußstapfen entziehen!“ befandete der unerbittliche Vater.

„Von mir erhalt er keinen Pfennig mehr!“ sagte Tante Ottilie.

„Auch ich werde die Sünde nicht unterstehen!“ rief sich ihr Tante Lene an.

„Er darf nicht einmal jodiert haben“, drohte Onkel Theodor, „daß er auch nur die Elektrizität benutzen kann!“

„Wollt ihr ihn vielleicht umbringen?“ rief da Frau Cäcilie Aman plötzlich erregt aus. „Er ist mein Sohn!“

„Nur seine Angst, Schwärmerin“, lachte Tobias Tante, „wenn es darauf ankommt, dann bin ich schließlich ich auch noch da! Und Jint hab ich auch! Sobiel wie ihr alle zusammen!“

„Wie?“ empörte sich Herr Siegfried Aman. „Du willst den Jungen noch unterstehen?“

„Alles drang auf Tobias Tante ein, der breit und behäbig dahinsah und sich durch nichts und durch niemand erschüttern ließ, in jener niedrigen, höchst gewöhnlichen Umgebung, die eben die eines Schnapsbrünners war.“

Da lob, um sich in dem Mann verständlich zu machen, mit einem Male der Kandidat die Hand. Was sah ihn ermarkungslos an, diesen Vieljahreren und an Aben Reichen, als er erhobte man von ihm Rettung. Wachte er vielleicht einen Ausweg? (Wirt, folgt.)